

Wie Dick Davis wider Willen der Partner des Straßenräubers wurde.

Ulcalfornische Geschichte von Rufus.

Sie sahen zusammen im Wirthshaus, die alten Prospektoren und Miner, und erzählten sich Geschichten. „Glück muß man haben,“ sagte Ludy Bill, „wenn Einer Glück hat, dann schadet's ihm nicht, selbst wenn er in's Wasser geworfen wird.“ — Dazu meinte Grizzly Ben, das sei nur einmal passiert, nämlich dem Jonas — aber Ludy Bill, der ein klassisch gebildeter Mann war, warf ein, daß auch Arion glücklich aus dem Wasser entkommen sei. Grizzly Ben wollte das nicht gelten lassen, denn das sei eine alte heidnische Geschichte, und man könne nur der Bibel glauben, wo die Geschichte von Jonas im Walfisch auch stehe. Dick Davis aber sagte, daß auch noch heute der Mann, der Glück habe, unter allen Umständen schließlich aus jedem Schlamassel heraus komme, er wisse davon eine Geschichte zu erzählen.

Natürlich wollten sie die Geschichte hören — sie waren immer bereit, eine Geschichte zu hören, und nahmen es nicht zu genau mit der Wahrscheinlichkeit des Erzählers.

„Wo bin ich stehen geblieben?“ fragte Dick Davis.

„Na, du hast ja noch gar nicht angefangen,“ antwortete Er, und so brannte er denn seine Pfeife an und begann:

„Es war im Jahre 1857 — also es ist keine 49er Geschichte, und sie ist demzufolge wahr. Ich wanderte von den Quellen des San Joaquin, wo ich „prospected“ hatte, aufwärts nach den nördlichen Goldlagern, ich wollte nach Downville in Sierra County und von dort den Yuba hinauf nach Money's Flat oder Lady's Canyon, dort hoffte ich Freunde zu finden. Schon war ich durch Hornitas, Coulterville, Big Oak Flat, Sonora, Columbia und San Andras marschirt und hatte keinen Cent mehr in der Tasche. Das schadete damals nicht viel — ein Prospector war in jedes Miners Hütte willkommen, dort konnte er seine Dedes ausbreiten und schlafen, und dort durfte er sich mit an den Tisch setzen, wenn es zum Essen ging — dafür erzählte er den Leuten seine Erlebnisse und was er in den anderen Lagern gesehen und gehört hatte, und das gab Unterhaltung. Also Geld hatte ich nicht, und es meinen Anzug anlangte, so war ich sozusagen ein regulärer „out - and - outer“, d. h. meine Ellbogen guckten zu den Rockärmeln heraus und meine Arme aus den Stiefeln. Das Alles genickte mich wenig, denn das war sozusagen damals die Modetracht der Prospektoren, aber daß meine Stiefel vorne weit aufstapfen, das war schlimmer, da siesterte der seine scharfe Sand hinein und der machte mir die Füße wund.

So wanderte ich müde und einigermaßen entnervt auf der Straße dahin, — da sah ich etwas liegen, — ich traute meinen Augen kaum, es war ein Paar Stiefel, reguläre, schwere, dicksohlige Lederstiefel, an den Stripsen zusammengewunden. „Na, dachte ich, der liebe Gott sorgt doch noch immer für seine Lämmer,“ und ich setzte mich an den Weg und probierte die Stiefel an, die waren vollständig gut und offenbar erst vor Kurzem neu besofft. Meine alten Stiefel hand ich zusammen und legte sie an den Platz, wo ich die anderen gefunden hatte — vielleicht kommt ein Mann die Straße entlang, dachte ich, der noch schlimmer ab ist, als ich es war, und der noch froh ist, daß er die alten Stiefel findet. So wanderte ich denn weiter, die Sache hatte mir neuen Muth gegeben. Arg zerfeht war mein Anzug freilich noch immer — ich hatte nur noch ein einziges Werthstück aus früheren besseren Zeiten im Besitz: meine Uhr. Die hatte ich mir einmal gekauft, als ich gerade „fluh“ war, sie hatte seiner Zeit \$300 gekostet und ich hatte damit dem Mädchen imponiren wollen, welches dahinten in den Staaten auf mich wartete, und ihren Eltern, die mir das Mädchen nicht hatten geben wollen, weil ich ein armer Teufel war. Diese Uhr hatte ich feilher bei mir getragen, ich hatte mich nicht dazu entschließen können, mich davon zu trennen. Es war mit immer, als ob mein Glück daran hänge.

Ja, die neuen Stiefel waren recht gut, aber bald zeigte es sich, daß sie doch nicht so bequem saßen, wie es zuerst geschienen hatte, und meine Füße fingen an zu brennen und weh zu thun. Fünf Meilen weit war ich damit marschirt, da konnte ich nicht mehr gut fort, und als ich einen Canyon zur Rechten sah, bog ich von der Straße ab und ging an dem kleinen Bache aufwärts, um ein schattiges Ruheplätzchen zu suchen — dort wollte ich mich setzen, was ich mit meinen Füßen anfangen konnte. Bald sah ich zwischen großen Steinen im Schatten der Bäume und hatte die Stiefel ausgezogen — ich begriff gar nicht, wie dieselben so schwer sein konnten. Freilich, die Sohlen waren sehr dick — sie waren ganz unnötig dick, vielleicht würden die Stiefel viel bequemer, wenn ich die eine Sohle, denn es waren zwei daran, abtrennte. Gefragt,

ich nahm mein Messer und fing an, zu schuffern; bald hatte ich die eine Sohle halb abgetrennt. Da klapperte etwas, und als ich weiter trennte, fiel ein \$20-Goldstück heraus, dann ein zweites und endlich ein drittes. Schleunigt machte ich mich an den zweiten Stiefel, mit demselben Resultat — sechs schöne Zwanziger lagen in meiner Hand. Es ist doch wahrhaft wunderbar, wie Gott für seine Lämmer sorgt, dachte ich wieder.

Aber mein Denken wurde unangenehm unterbrochen — denn eine Stimme hinter mir erschreckte mich, und als ich mich umdrehte, stand ein schwarzhaariger, gefährlich aussehender Kerl hinter mir und hatte die Pistole auf mich gerichtet und sagte mit großer Ruhe, aber sehr entschlossen: „Es thut mir leid, mein Freund, aber ich muß Sie bitten, mir schleunigt diese sechs Zwanziger auszuhandigen.“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte ich dann, und er antwortete: „Ich meine genau das, was ich sage,“ und dabei hielt er mir die Mündung des Revolvers vor die Augen.

Na, ich war so gut wie nicht bewaffnet, denn mein alter Revolver, den ich allerdings bei mir hatte, war nicht viel werth, ich konnte mich auf keinen Fall darauf verlassen, und das Messer war nicht für solche Fälle berechnet. Was blieb mir also übrig — der Kerl sah nicht aus wie Einer, der mit sich handeln ließ, und ich mußte ihm wohl oder übel meine Goldstücke auszuhandigen, und dann auch noch meine Uhr. Daß ich ihm vorlag, sie sei ein altes Erbstück meiner verstorbenen Mutter — die gute Frau lebte noch in den Staaten und wartete darauf, mich wieder zu sehen — und ich sei eine vater- und mutterlose Witwe, deren einziger Besitz diese Uhr sei, das half alles nichts. Er lächelte dazu diabolisch und besah sich die Uhr und antwortete, daß dieselbe von gutem californischem Golde gemacht und sicher erst ein paar Jahre alt sei.

So parlamentirten wir hin und her — der Mann war ein Straßenräuber, das stand fest, aber ein höflicher, gebildeter Mann, das mußte ich ihm lassen, er behandelte die ganze Angelegenheit mit einer klassischen Ruhe und mit einem feinen Anflug von Ironie. Je heftiger ich wurde, um so höflicher war er und endlich rüdete er über der Erklärung heraus, daß er überhaupt mein Geld und meine Uhr gar nicht behalten wolle, sondern sie nur als Pfand von mir nehmen und es mir wiedergeben werde, wenn ich ihm werde, was er verlange. Er habe mein Eigenthum nicht nötig, er habe selber so viel, wie er nur brauche. Natürlich schenkte ich solchen Worten wenig Glauben und sagte ihm, es wäre mir schon lieber, wenn er mir jetzt die Hälfte zurückgäbe, als wenn er mir für die Zukunft das Ganze verspreche — er hatte sogar gesagt, er werde mir mein Geld verdoppeln. Aber es half nichts, er blieb dabei; und dann fragte er mich, ob ich ihm wolle, was er mir auftragen werde.

„Ja,“ sagte ich, „wenn es nichts Unrechtes ist!“

„Nun, so muß ich Ihnen denn sagen, um was es sich handelt. Da unten in Georgetown habe ich einen Mann erschossen, weil er mich von meinem „Claim“ wegstreifen wollte, und nun sind sie hinter mir her, um mich zu fangen. Ich bin entflohen und hierher gekommen. Aber als ich gestern in Jackson war — das war die nächste Dörflchen von dem Plage, wo wir uns befanden — da hörte ich, daß man von mir sprach, daß man mir auf den Fersen war, und so bin ich hierher geflohen und habe mich hier versteckt. Nun brauche ich Geld und Lebensmittel und sonst noch einiges, damit will ich nach Mexico entkommen. Sie sollen mir das alles in Jackson kaufen und es mir hierher bringen. Jetzt kommen Sie nach — dem Versteck, wo meine Sachen liegen.“

Er zwang mich vor ihm her in's Gebüsch zu gehen — er blieb hinter mir mit dem Revolver, denn er traute mir noch nicht. Ein Stück weiter im Walde fanden wir sein Versteck und den Esel, auf dem er hieher geritten war, seine Dedes und seinen Sattel, welche letztere sehr schwer war. Aus demselben holte er \$350 in Gold heraus und gab sie mir, und nahm mir das Versprechen ab, so schnell wie möglich zu ihm zurückzukommen, mit einem gefatteltesten Pferde und Proviant. Ich versprach es und er vortrat mir dann seinerseits, mir mein Geld und meine Uhr zurückzugeben, wenn ich käme.

Ich dachte nicht daran, den Mann zu betrügen oder zu verrathen — mir erschien jetzt seine Handlungsweise in ganz anderem Lichte als vorher, als eine Art von Nothwendigkeit, und da er mir vertraut hatte, sollte er sich nicht in mir täuschen. Auch glaubte ich ihm jetzt, daß er mir meine Uhr und mein Geld zurückgeben würde. Jackson war nur zwei Meilen von dem Plage entfernt, in ein paar Stunden hatte ich alles besorgt und kam mit einem gutgefatteltesten Pferde zurück. Das verarbeitete Zeichen war der viermal wiederholte Wachtelruf.

Ich gab das Zeichen — aber anstatt des Erwarteten trat ein Spanier auf mich zu und fragte mich auf spanisch, wie weit es nach Jackson sei.

Ich sagte ihm, daß ich nicht spanisch könne, und er fing an, in gebrochenem Spanisch-Englisch mich zu fragen, ob ich das schöne Pferd verkaufen wolle. Als ich ihm sagte, daß es nicht verkäuflich sei, lachte er auf einmal und zog meine Uhr hervor und fragte, ob ich die kenne. Und nun erst sah ich, daß der Spanier kein anderer war als der Mann, der mir Geld und Uhr abgenommen hatte, und daß er sich jetzt als Spanier geteilt und rasirt hatte; er war eine ganz andere Erscheinung als vorher, ich hätte ihn nicht wieder erkannt. Ich mußte noch ein paar Meilen mit ihm wandern, er zwang mich dazu — dann aber gab er mir mein Geld, und noch einmal so viel dazu, außerdem meine Uhr, und den Esel, auf dem er an den Platz gekommen war, sowie seine Flinte und das sonstige Gepäck, das er auf dem Esel gehabt hatte, auch meinen Revolver und mein Messer, die er mir vorher abgenommen hatte. Damit ritt ich ab, nachdem ich thatsächlich und von Herzen dem Manne gedankt und ihm sozusagen meinen Segen mit auf den Weg gegeben hatte.

Ich ritt um Jackson herum — es schien mir doch gerathen, nicht auf dem Esel dahin zu kommen, nachdem ich am Tage vorher ein schönes Pferd dort gekauft hatte; die Sache hätte Aufsehen erregen können. Es schien mir doch vorsichtiger, nichts davon verlaufen zu lassen, mit wem ich da zusammengetroffen war. Als ich nach Georgetown kam, erkundigte ich mich sozusagen auf Umwegen nach der Nordbourse, von der mir der Fremde erzählt hatte, aber kein Mensch wußte etwas davon; man lachte darüber, und ich sah allmählich ein, daß der Mann mir da eine große Lüge aufgebunden hatte. Bald erkannte ich auch, warum er das gethan hatte — etwa eine Meile von Jackson war ein paar Tage vorher, ehe ich den Mann im Walde traf, eine Postkutsche beurlaubt worden, die Beute hatte mehr als \$10,000 in Gold betragen. Es wurde mir aus Allem, was ich dabei erfuhr, zur absoluten Gewißheit, daß der Mann der Räuber gewesen war, und nun begriff ich, daß es für mich das einzig Richtige war, nichts von meinem Zusammentreffen mit demselben zu sagen, und mich der Sachen und des Esels, die ich von ihm hatte, schleunigt zu entledigen. Denn wenn man den Verdacht gegen mich gesetzt haben würde, daß ich ein Spießgeselle des Wegelagerers gewesen sei, so würde man vielleicht wenig Umstände mit mir gemacht haben; man war damals mit dem Vynchen sehr schnell bei der Hand.

Ein paar Monate später erhielt ich einen Brief aus Mexico — ich hatte dem Burschen damals meine Adresse gegeben, unter der ich meine Briefe zu erhalten pflegte. In demselben erzählte er mir ganz offen die ganze Geschichte jenes Raubes, und zwar in einem solchen Ton, daß Jeder, der den Brief gelesen hätte, geglaubt haben würde, ich sei der Spießgeselle des Räubers gewesen — er sprach fortwährend davon, wie wir beide zusammen gewesen seien, u. s. w. Offenbar hatte er den Brief absichtlich so geschrieben, damit ich nicht etwa auf die Idee kommen könnte, seinen Brief als Beweismaterial gegen ihn und zu seiner Verfolgung zu verwenden. Aber daran war überhaupt nicht mehr zu denken, er war schon längst in Sicherheit in Mexico. Was aus ihm geworden ist, habe ich nie erfahren, ich habe nie wieder von ihm gehört. Ich bin immer froh, gewesen, daß ich selber nicht in Trübel gekommen bin, und habe die Geschichte hübsch für mich behalten.

So erzählte Dick Davis und Alle hatten gespannt zugehört. Als er aber geendet, strich sich Dobby Bob den Bart und sagte: „Nun bin ich doch froh, daß ich endlich weiß, wer damals meine Stiefel mit den Zwanzigern gefunden hat. Ich hatte schon immer gefürchtet, daß sie in die Hände eines unehrlichen Menschen gefallen sein könnten — jetzt bin ich beruhigt. Aber ich verlange keine Zinsen für das Geld, nur das Kapital, und daß Dick anstatt der Zinsen für uns alle einen Trunk bezahlt.“

Alle lachten und Dick bezahlte den Trunk — damit hatte es sein Bewenden, denn daß jene Stiefel nicht die Stiefel Dobby Bob's gewesen waren, versteht sich von selbst.

Frauen als Soldaten.

In China haben die Frauen das Privilegium, an den Kriegen des Landes theilzunehmen. Bei dem Aufstande 1850 haben sich die Frauen ebenso wader geschlagen wie die Männer. In Nanjing wurden 1853 gegen 500,000 Frauen aus verschiedenen Landestheilen zu Brigaden von je 13,000 formirt, die unter weiblichen Offizieren standen; von diesen Soldaten waren 10,000 besonders ausgezeichnet und einerciert und wurden in der Hauptstadt garnisonirt.

Gründlich.

„Ich hab' meinem Manu gebroht, daß, wenn er nicht jeden Tag jähreiß, ich wieder nach Hause komme.“
„Und besorgt er das?“
„Geniß! Er schreibt sogar jeden Tag zweimal!“

Kaiser Wilhelm.

Berliner Humoreske von Marie Schramm = McDonald.

„Ach Jott, ach Jott! Vaterkin, Vaterkin!“

Mit diesen von glucksendem, weil unterdrücktem Schlußigen begleiteten Worten betrat Frau Karoline Schnurrhahn die Wohnstube, wo ihr Mann mit Auszügen aus seinem Hauptbuche beschäftigt war.

Meister Schnurrhahn fuhr auf seinem Drehsessel so hastig herum, daß dieser einen ätzenden Quetschlaut von sich gab.

„Was pflennst denn schon wieder, Karoline?“ bellte er seine Ehehälfte an. „Wenn id Wasserbetrieb zu meiner Schlächtere brauchte, denn würd' id mir zu deine nahe Ansiebung bei de Spree gratuliren. So aber hab' id bloß 'n Kleck' uf de Geheime oben in de Belletahse gemacht. Wat is 'n na nu schon wieder los?“

„Ach Vaterkin, se' man nich gleich immer so. Du hast eben bei Kind nich geboren.“

„Vaterkin, Vaterkin, et jibt' n Unjild,“ schluckte Frau Karoline jetzt wieder und rang die kleinen, fetten Hände.

Meister Schnurrhahn richtete sich auf seinem wackligen Thron in die Höhe wie ein verkörpertes Fragezeichen.

„In Unglid? Wieso denn? Wat is 'n los? Willste nu mal reden? Zu habe meine Zeit nich jestohlen und du, dächt' id, deine ooch nich.“

„Vaterkin, et jibt' n Unjild, hab' id jesagt. Ach Jott, ach Jott, id habe ja jar nich jenuch jesagt ... Vaterkin, das Unjild is ja schon da: de Eise!“

„Na, in 'n Wurkstessel wird se doch nich gefallen sind?“

„Des nich, aber in 'n andern Abjrund, aus dem ...“

„In 'n Abjrund? Dat meenst natierlich man bildlich. In 'n Abjrund unse Eise, unse Tochter, unse brave Tochter. — Ne, Madam Schnurrhahn, dafier finden Sie bei mir teen Verstandniß.“

Schnurrhahn hatte die großen, didinartigen Hände selbstbewußt um den von einer schneeweißen Schürze überhangenen Schmerbau gepannt, als wolle er ihn vor dem Zerpringen oder ber von eheweiblicher Seite vorgebrachten Ungehörigkeit bewahren.

„Komm nur mal rin in die jute Stube, Vater, da kannst dir selber überzeigen.“

„Fühnte die Gemahreale ohne jede Empfänglichkeit, sochte ihren Mann mit einer bei ihrer Miesepetrichkeit erhaunlichen Energie bei der Hand und zog ihn nach der Thür, die nach der besagten guten Stube führte. Vorchtig öffnete sie diese und bedeutete ihren Mann, ins Zimmer zu bliden.“

Zunächst sah Meister Schnurrhahn seine Tochter überhaupt nicht, nach nochmaliger Rundschau aber entbedte er, wenn auch nicht die ganze Eise, so doch wenigstens einen Theil von ihr und zwar am geöffneten Fenster.

Von dem naturtrauen Haare ihres niedlichen Kopfes wehten hellblonde Strählein wie festliche Wimpel nach der Richtung hin, nach der ihre etwas in die Luft stehende, aber gerade Nase gerichtet war.

Unter diesem allerliebsten Wegweiser glühte wie ein Miniatur-Purpurteppich die erhitze Wange, und über ihr leuchtete als strahlende „Neuheit ihr festliche Tagesillumination“ das verlangend in die Ferne gerichtete blaue Auge.

„Na, noch is se nich raustobolst“, flüscherte Schnurrhahn, „und 'n Abjrund jähnt unter das Parterefenster ooch nich. Indessen aber will id doch lieber —“

Er strebte nach vorwärts.

„Um Jottes willen!“ unterbrach ihn seine Frau entsetzt, indem sie ihn trampfhaft ins Wohnzimmer zurückzog. „Laß ihr aufstehen. Das Kind is jeh wie 'ne Sonambuhle, die harmlos auf 'n Dachrand spazieren jehtruffte ihr an, dann jistich se runter.“

„Unse Eise 'ne Sonambuhle? So 'n Stuß. Unse Mädchen, des 'n janzen Dag tirillert wie 'ne Seidelerde?“

„Seidelerchen singen teine melankalstische Volkslieder, Vater. Aber unse Eise wohl. Des hängt mit den schredlichen Abjrund zusammen.“

„Du hast wohl 'n kleinen Vogel, Karline?“

„Id habe teenen Vogel“, lehnte Frau Schnurrhahn, nun doch etwas beleidigt, ab. „Um so weniger, als die mir noch immer den schon so lange versprochenen Kanarienvogel nich jeschent hat. Aber du bist blind wie 'ne Eile bei Dage. Mutteraugen sehen scharf. Hier lies!“

Mit diesen Worten reichte Frau Schnurrhahn ihrem Eheherrn ein zusammengefaltetes Papier, das sie der geräumigen Tasche ihrer weißen Lagschürze entnommen hatte.

Seitdem das Feuer absolut nicht dämpfen.

„Erbarmt' es dich wohl, fähst du, wie ich brenne.“

„Rühret' es dich wohl, daß ich mich elend nenne?“

„Des is allerdings 'n Elend“, äußerte der Schlächtermeister, nachdem er zu Ende gelesen.

„Nicht war, Vaterkin?“

„Djawoll. Elender kann ja jar teen Mensch dichten. Des kommt von die beridde Pansion, in die se uf deinen Wunsch barduh gestochen werden mußte.“

„Ach Vater!“

„Na, et is schon jut. Det se verliebt is, det schad' jar nich. Aber det se Zedichte schmirt, det is ne Verirrung gegen de Schnurrhahn'sche Natur. Haste denn 'ne Ahnung, wer det unjildliche Opfer dieser jräßlichen Bejesterung is?“

Statt jeder Antwort warf sich Karoline Schnurrhahn ihrem Ehegespons an die für solche Fälle außerordentlich bequem gepolsterte breite Brust und schluckte in herzzerreißendem Jammer: „Aujust, et muß ja mal raus. Du mußt et erfahren: Seh dir mal die Anfangsbuchstaben von Eise ihr Zedicht an, da, an de Seite lang runter.“

„K-a-i-s-e-r“ buchstabierte der also Aufgeförderte. „Kaiser heißt er also“, sagte er dann, indem er den Namen langsam aussprach, weil er in seinen Gedanken dabei nach einem Menschen, der Kaiser hieß, in dem Schnurrhahn'schen Bekanntenkreise suchte.

„Kaiser — is — er“, flammelte Frau Schnurrhahn mit völlig gebrochener Stimme zu ihres Gatten mächtigem Doppeltinn empor.

Der Schlächtermeister schleuderte seine Frau mit einem kräftigen Rud von sich.

„Nu krat' mer aber eener 'n Storch, de Beene aber recht knusprig! J, des is ja 'ne bolle Bolle, unse Eise. Det es nur unser Kaiser sind tann, für den se schwärmt, des is bei 'n teeniglich preihischer Normalmädchen ja teene Frage. Un dadrum pflennst, Karline? Meine Tochter soll für ihren Kaiser schwärmen — id schwärme ooch fir unsen prächtigen Willem, det weeste — und du ooch, det weest id.“

„Aujust, du weest jar nich, was de sagst“, entsetzte sich Frau Schnurrhahn über ihren Gatten; „Schwärmen und schwärmen is doch 'n Unterschied. Hör doch nur, wat se hier schreibt!“

Frau Schnurrhahn förderte aus einem zweiten Taschenschachte ein anderes Papier heraus und las vor:

„Wilhelm — ach, kein Klang der Erde ist dem Klange Wilhelm gleich; Vind ist er wie Zephyraüfeln, Gehr dabei und ruhmestreich! Er, der diesen Namen führet, Vag' er endlich mir zu Füßen, Mich als Kaiserin zu grüßen!“

Schnurrhahn riß das Papier seiner Frau aus der Hand: „Des is allerdings 'n Unjild, de Eise is veridrt jeworden!“

„Siehste, Aujust, nu sagst' ooch“, wimmerte Frau Schnurrhahn. „Des Jesting jehst doch ooch bloß, seit unser Kaiser damals bei 'n Sängertwettreit in Frankfurt sich so für det Volkslieb in 'n Zug jehlet hat.“

„Fchingterättä — Fchingterättä“ — ertönte es jehst draußen aus der Ferne.

„Da kommen se, Vater! Ach Jott nee, hab id 'ne Angst, da dei Kind irgend 'ne unjehere Dummheit macht!“

„Komm, Karline“, befahl Schnurrhahn jetzt strengen Tones, „t jehst nu, wie et jehst, aber Klarheit muß in de Sache rin.“

„Fchingterättä — Fchingterättä“ — ertlang es jehst schon viel näher.

Schnurrhahn schlich ins Nebenzimmer hinter seine Tochter.

Blühlich sah er sie mit beiden Armen um die Taille, hob sie in die Luft und — plauz — sekte er sie auf das rothe Pflüschopha nieder.

„Des is allerdings 'n Elend“, äußerte der Schlächtermeister, nachdem er zu Ende gelesen.

„Nicht war, Vaterkin?“

„Djawoll. Elender kann ja jar teen Mensch dichten. Des kommt von die beridde Pansion, in die se uf deinen Wunsch barduh gestochen werden mußte.“

„Ach Vater!“

„Na, et is schon jut. Det se verliebt is, det schad' jar nich. Aber det se Zedichte schmirt, det is ne Verirrung gegen de Schnurrhahn'sche Natur. Haste denn 'ne Ahnung, wer det unjildliche Opfer dieser jräßlichen Bejesterung is?“

Statt jeder Antwort warf sich Karoline Schnurrhahn ihrem Ehegespons an die für solche Fälle außerordentlich bequem gepolsterte breite Brust und schluckte in herzzerreißendem Jammer: „Aujust, et muß ja mal raus. Du mußt et erfahren: Seh dir mal die Anfangsbuchstaben von Eise ihr Zedicht an, da, an de Seite lang runter.“

„K-a-i-s-e-r“ buchstabierte der also Aufgeförderte. „Kaiser heißt er also“, sagte er dann, indem er den Namen langsam aussprach, weil er in seinen Gedanken dabei nach einem Menschen, der Kaiser hieß, in dem Schnurrhahn'schen Bekanntenkreise suchte.

„Kaiser — is — er“, flammelte Frau Schnurrhahn mit völlig gebrochener Stimme zu ihres Gatten mächtigem Doppeltinn empor.

Der Schlächtermeister schleuderte seine Frau mit einem kräftigen Rud von sich.

„Nu krat' mer aber eener 'n Storch, de Beene aber recht knusprig! J, des is ja 'ne bolle Bolle, unse Eise. Det es nur unser Kaiser sind tann, für den se schwärmt, des is bei 'n teeniglich preihischer Normalmädchen ja teene Frage. Un dadrum pflennst, Karline? Meine Tochter soll für ihren Kaiser schwärmen — id schwärme ooch fir unsen prächtigen Willem, det weeste — und du ooch, det weest id.“

„Aujust, du weest jar nich, was de sagst“, entsetzte sich Frau Schnurrhahn über ihren Gatten; „Schwärmen und schwärmen is doch 'n Unterschied. Hör doch nur, wat se hier schreibt!“

Frau Schnurrhahn förderte aus einem zweiten Taschenschachte ein anderes Papier heraus und las vor:

„Wilhelm — ach, kein Klang der Erde ist dem Klange Wilhelm gleich; Vind ist er wie Zephyraüfeln, Gehr dabei und ruhmestreich! Er, der diesen Namen führet, Vag' er endlich mir zu Füßen, Mich als Kaiserin zu grüßen!“

Schnurrhahn riß das Papier seiner Frau aus der Hand: „Des is allerdings 'n Unjild, de Eise is veridrt jeworden!“

„Siehste, Aujust, nu sagst' ooch“, wimmerte Frau Schnurrhahn. „Des Jesting jehst doch ooch bloß, seit unser Kaiser damals bei 'n Sängertwettreit in Frankfurt sich so für det Volkslieb in 'n Zug jehlet hat.“

„Fchingterättä — Fchingterättä“ — ertönte es jehst draußen aus der Ferne.

„Da kommen se, Vater! Ach Jott nee, hab id 'ne Angst, da dei Kind irgend 'ne unjehere Dummheit macht!“

„Komm, Karline“, befahl Schnurrhahn jetzt strengen Tones, „t jehst nu, wie et jehst, aber Klarheit muß in de Sache rin.“

„Fchingterättä — Fchingterättä“ — ertlang es jehst schon viel näher.

Schnurrhahn schlich ins Nebenzimmer hinter seine Tochter.

Blühlich sah er sie mit beiden Armen um die Taille, hob sie in die Luft und — plauz — sekte er sie auf das rothe Pflüschopha nieder.

Herbstabend.

Sturmesweh und Dunkelheit. Rauschend flüßt der Regen nieder. Herbstlich wilde Schwermuthslieder Wehn mich an voll Traurigkeit.

Keine Blume hebt das Haupt. Welkes Laub nur tanzt den Reigen Zu des Sturmes wilhem Geigen Und die Bäume sehn entlaunt.

Alles mahnt so schmer und trüb. Woll' auf Erden nichts erben; Muß ja welken, muß ja sterben, Sei's dem Herzen noch so lieb.

Rein, nicht Alles. Vieles ist Noch gerettet und geblieben Und zum Hoffen und zum Lieben Blicke dir immer Raum und Fris.

Halte Lieb' und Hoffnung hoch! Laß sie nie im Gram verinken. Sollst daraus Gewißheit trinken, Frühling werd' es einmal doch.

Bertha v. Boistky.

Ein Bonbon von Goethe.

Der bekannte Goetheforscher Wilhelm v. Bode in Weimar berichtet in der „Frankf. Zig.“ über alte Weimarer, die den Olympier noch gekannt haben. U. a. erzählt er von dem 86jährigen Fr. Böttger, einer Dame, die noch mit Goethe gesprochen hat. Ihr Vater war Kammersekretär, und da er den Goethe gegenüber wohnte, so schickte er einmal sein neunjähriges Tochterchen mit einem Altküchlein zu seinem Vorgesetzten, dem Kammerath August v. Goethe. Das kleine Mädchen verlor in dem großen Hause seinen Weg und gerieth in den Garten. Dort kam ihm der alte Dichter entgegen und fragte er die üblichen Fragen. Als sie ihren Namen Amalie nannte, antwortete er: „Ei, ei, so heißest Du ja wie unsere selige Herzogin.“ Er nahm ihr das Altküchlein ab, führte die Kleine in das Haus, schickte dem Diener und entließ das Kind, indem er ihm ein Bonbon in den Mund steckte. Daß er das Bonbon gerade bei sich hatte, ist nicht wunderbar, er hatte ja drei Entkinderchen zu erfreuen, und ebenso wie in seinem Hausrod heute noch das Puppenköpchen steht, das er für die kleine Alma aufgehoben hatte, so kann auch eine Zunderdite darin gesteckt haben. Fraulein Böttger bedauert heute noch, daß sie das Goethe-Bonbon nicht aufgehoben hat; der Anblick allein wär für viele eine Süßigkeit.

Der Dichter des Preußenliedes.

Fünzig Jahre sind vergangen, seitdem Bernhard Thiersch, der Dichter des Preußenliedes „Ich bin ein Preuße“, in Bonn das Zeitliche segnete. Aus diesem Anlaß wird in einer der anmuthigen Gegend des Thüringens, unweit der alten thüringischen Königsburg Burghardungen in dem Dörfchen Kirchscheldungen die Errichtung eines würdigen Denksteins des aus einer Bauernfamilie stammenden Dichters vorgenommen. Bernhard Thiersch, geboren am 26. April 1793 zu Kirchscheldungen a. U., war preussischer Gymnasiallehrer in Gumbinnen, Lyd, Halberstadt und Gymnasialdirektor in Dortmund. Seinen Ruhm verdankt er einem einzigen Liebe, eben jenem Preußenliede, das neben dem „Heil Dir im Siegerkranz“ zur preussischen Nationalhymne geworden ist. Das Preußenlied entstand am 3. August 1830 (Königs Geburtstag) unter den Nachklängen der Juli-Revolution (darauf bezieht sich der Vers „Ihr Glück ist Trug, die Freiheit Schein“) für die Gesellschaft Harmonie in Halberstadt. Das Lied wurde zuerst als Solo gesungen nach der Melodie „Wo Muth und Kraft in deutschen Seelen flammen“, später wurde die Melodie componirt, und zwar von S. A. Neithardt, dem Schöpfer des Berliner Domchor's, und in dieser Melodie ist das Preußenlied zum Volkslied geworden.